

Leset in Twann

Autor(en): **Friedli**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 46

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647456>

Nutzungsbedingungen

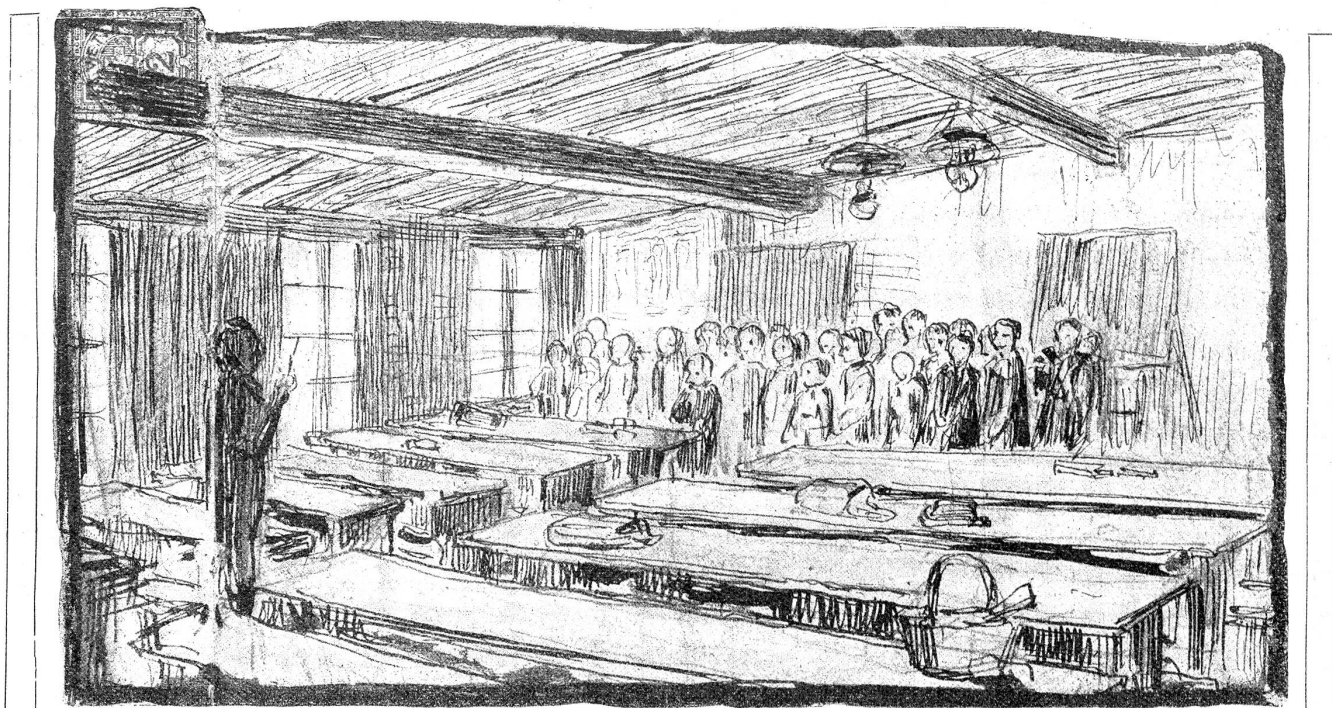
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Gesangsstunde in der Schule. — Studie von Anker. — Aus Friedlis „Bärndütsch, Twann-Seeland“ 2. Teil.

Voran stelle ich ein Dialektbuch; es schickt sich so, nachdem man von Friedlis „Twann“ gesprochen hat. Emil Balmer — vor einem Jahr noch ein völlig Unbekannter außerhalb des „Berner Woche“-Leserkreises, heute schon hat sein Name guten Klang im Berner Lande — schenkt seinen vielen Freunden ein zweites Bündchen freundlicher Dialekt-Erzählungen und „Skizzen“. „Zyttröskli“ hieß das erste und „Friesli“ benennt er, der sich den Ueberramen „dr Blüemeler“ oder „Blüemelsturm“ gerne gefallen läßt, sein zweites Mäusenkind. Schon diese Namengebung verdient als geschickt und sinnig gelobt zu werden. „Friesli“ — das weckt die ganz treffende Vorstellung von schlichter, liebenswürdiger, gemütvoller Erzählkunst.

Gewiß, es handelt sich bei diesen 18 kleinen „Geschichtli“ (auf 223 Seiten) um Erzählkunst. Das Erzählen liegt dem Verfasser im Blut. Nebenbei bemerkt: er versteht es auch vorzüglich, mit Stift und Pinsel Geschautes und Erlebtes wiederzugeben. Die Muttersprache, das Berndeutsch in der Lokalfärbung des Laupenländchens, steht ihm zu Diensten wie irgend einem unserer guten Dialekterzähler. Simon Gfeller auf der einen und Rudolf von Tavel auf der andern Seite schauen ihm gelegentlich über die Achseln ins Manuskript: „Gib acht, gib acht!“ Sagt der eine, „das isch nit Bärndütsch oder ömu nit vom Land!“ — „Macht nüt, macht nüt!“ sagt der andere, „i schryb=ne-o-so, fahr nume zue!“

Die „schöne“ Sprache allein macht die Erzählkunst nicht. Erzählen heißt, die Vorstellungen wecken, die in der Phantasie ein Geschehen miterleben lassen. Dazu gehört ein schlichtes logisches Aufeinanderfolgen der entscheidenden Handlungen, d. h. der Handlungen, die die Reime zu dem „was folgen muß“ in sich tragen. Diese zu finden oder zu erfinden, das ist eben die Kunst. Sie ist nicht erlernbar; der Schriftsteller muß sie besitzen von Anfang an, sonst gelingt ihm das Erzählen nicht. Freilich gibt es Kunstgriffe, die er erlernen kann. Emil Balmer hat sie bereits erlitten: Das Ueberspringen ereignisloser und gefühlsschwacher Zeiten, das Anknüpfen und Weiter-spinnen und Verknüpfen eines Gefühlsfadens, das Abrunden der Stimmung durch das Zurückkehren auf die Anfangssituation, das Sichkonzentrieren auf eine Hauptperson und Haupthandlung. . . .

Doch wozu dieses Theoretisieren! Ich habe dir Balmers „Friesli“ als liebes, freundliches Büchlein warm ans Herz legen wollen. Es ist gar nicht nötig, daß man von der Erzählkunst seines Verfassers redet. Da ist das sinnige Geplauder über das Friesli, dem schlichten, sympathischen Bureblüemli, über den Begriff „Heimelig“ — man muß da schon dem Verfasser selbst zuhören, wenn er vorliest, um die „heimelige Lüt“, das „heimelige Stubeli“, es „heimeligs Liedli“ zu erleben, wie Emil Balmer es erlebt hat. Da ist die meisterlich gezeichnete „Tante Marie, die eigenwillige, resolute, schier männlich herbe aber herzengute Bätkerin, die dem Bublein einen so nachhaltigen Respekt einge-flößt hat, daß er sie schier dreißig Jahre später noch fast wie von ehegebern vor sich sieht. Ja, diese erstaunliche Erinnerungskraft des Verfassers! Sie ist ein sicheres Merkmal seiner starken dichterischen Begabung.

Den Dichter verrät auch das warme Herz, das Mitfühlen für die Armen und Verschupften und Schicksalverfolgten. Bald ist's ein verkommener Schnapsler, bald ein verrostenes Kindlein, bald ein verschupptes Märktfräueli, bald ein herzkrankes Mütterchen, dem er ein freundliches „Ich weiß von dir“ ins Lebensalbum schreibt.

Auch seinem Bergländchen ist er mit fast zärtlicher Liebe zugetan; der Heilige Franziskus hätte von seinen unbriischen Bergen nicht inniger schreiben können als Balmer von seinem „Hinter der Egg“-Ländli. Nun ja, wenn einer hundertfünzigmal auf einen Berg hinaufgestiegen ist und notabene aus der Tiefe der Stadt hinauf und zu jeder Tages- und Jahreszeit und freiwillig, dann weiß er von ihm zu erzählen und gewiß viel Gutes.

(Fortsetzung folgt.)

Leset in Twann.

(Textprobe aus Dr. Friedlis „Twann“.)

Und wie nun vollzieht sich die Traubenlese? Vor allem durch möglichst viele Läserlüt. Denn bei der Ernte und Verarbeitung der Trauben größerer Rebgrüter mueß es goo,

*) Die phonetischen Schriftzeichen des Buches konnten leider nicht wiedergegeben werden, weil es dazu besonderes Lettermaterial erfordert.

wi d'Wedli vo mene Zit in enand griffe. Das ist auch eine prächtige Gelegenheit für Schulkinder, nach Art der Hefermäitli e Bage z'verdiene: es Taglöhni vo äim bis zu zwäine Fränkli (wie um 1820 von 3½ bis 8 Bagen) oder im Afford es Feufi (Füüfi) für 4 Liter oder es Fränkli vom Züber voll, in schlechten Jahren: vom Mannert, geschnittener Trauben.

Namentlich Läsermäitli stellen sich aus dem ganzen weinlosen Seeland ein; heute auch ab em Desebärg, dessen frühere Bewohner bloß für z'bättle sich zuechegloo häi.

Die Läserlüt bewaffneten sich vormalis im voruus selber mit Schäärine oder (Räb-) Mäse für die zäache oder zäaie Elsässertraubenstiele; lieber nun doch mit handfesten hauige Mässer. Uusg'lachet wird, wer einen schlechten Hegel, sogar eine Güge mitbringt, die (wie der Fiedelbogen hin- und herfahrend) bloß sägt (Erl.: sagt) statt mit einem Hieb zu schneiden. (Es schlächts Mässer haut numme, was es g'feh't.) In den Solimontgegenden werden die Trauben stets mit dem Duummenagel abg'hlemmt.

Die Läser-G'shiirli (Zns) für drii z'läse: d's Läserhübeli oder züberli oder Chesseli finden die Witere (von ferne Gekommenen) am Ort; die vom Ort sälber bringen sie mit

Wentlige un äntlige chunnt der Määntig am Moorge. Mi züntet d's Liecht aa, stätt uf u läit sech aa, aber did! Mi wäiß, warum. Mi zwängt öppas wenigis z'Moorge zue n ihm (sich), p'hact sini Sache z'säme u luegt, obb (Erl.: gobb) ämmel denn d's Zwanzgi (Zwanzigrappenstück) no gäng im Naselumppe iig'chnüpft (iig'liiret) siig. (Zns.) Denn nimmt ma d'Tüürfalle (Zw.: der Schlängge) i d'Hand, säit abie un gäit — zum Rähbeer?

Jez chööme (Zw.: chämme) us de Hüüser vo de Rähbeere d'Auffeetjer (Zw.: Auffäher) u täile di Lütli ii. Die näh z'sämen e Zoon (Arbeitsstreifen, wie auch zum hade, hefte usw.) vo zwo Rangscheie (rangées, in Zw.: Reie). Bloß bi G'hüürschräbe cha denn daas es drii u druus gää: es drinn umme väspere (fisipere).

Aber g'suuchet (sähet) dier jez numme, wi di Lüt das Züüg aap'hade! Bi der Rähben aachoo, wirt sofort die Doornvermachig wägg'risse oder d's Düürli gläitig uustoo; u wi uf ene Festung, wo z'erstüürmen isch, gäit di tapferi Schaar los.

Wei Stoß um der ander wird ergriffe. Der lingg (neu Zw.: lint) Arm wird vo voor um ihn g'schlage, u mit dem lingge Chnäü het man em vo hinder in Gegi. Mit dem rächte Fueß verstellst man im Bode. I der rächte Hand häi si d's Mässer u trönne (trönni) dem arme Wuursch Gliid um Gliid abb, biß er ganz blutt isch.



Jez strecke si e chlei ihres Chrüh. Si g'feh darbi, wi d's G'shiirli sich foot aafvo (Erl.: sich aafpoot) fülle, un der G'lust isch daa. Si mache's nid wi di Große, wo in allem läse vo jedem Trüübel d's schönste Beeri bide. Meine um der ander steckt d's Mässer in e Rähstickel u langet i d's Chüübli oder was es isch un äht un äht (Zw.: isch un isch), biß er fast b'bläit isch. (In italienischen Weinrevieren bekommen wenigstens die Leserinnen Mulchrätte vorgebunden.) Denn lange d'Vuebe i d'Täsche, zieh d'Pfißli füüre, füllen ii, zünten aa u ranke wi d'Riinbuebe (in Zw.: wi Tiirgge), bis afange der B'ringst (der Schwächliche) 's nümme het (aushält). Er wirt chriidewiß un wirt öppa denn dem Ueli rüeffe. Mi macht 'na denn z'rapple (um Chur: „z'füechle); denn chann er denn öppa n i mene stillen Eg-geli siner (Zw.: sini) Schefste („gestes“) mache.

Weins wüssen o scho di junge Lüt: daß ma nid im Lau soll Trüübel ässe. Süß gibt's Buuchweh, öppis grüüsligs. U das ma käini unb'rägneten isch, ohni si brav z'schwänfe.



wäiß man oo. (Schon eine Zwischenmahlzeit mit ungewaschenen Händen in den frisch g'spritzte Räte brachte einer Frau nach zwei Tagen den Tod.)

Die kindliche Liebe und ihre Fehlentwicklungen.)*

Der durch seine psychanalytische Tätigkeit weit über die Grenzen unseres kleinen Landes bekannte, seelenkundige und wirklich seelsorgende Zürcher Pfarrer Dr. D. Pfister hat hier eines seiner besten, wenn nicht sein bestes Erziehungsbuch geschrieben. Zu diesem Urteil gelangt man besonders dann, wenn man das Werk in bezug auf seine allgemeine Verständlichkeit prüft und dabei doch nicht den Maßstab strenger Wissenschaftlichkeit außer acht läßt. Mit der fesselnden und warmen Sprache gelingt es dem Verfasser vorzüglich, einen sprudösen Stil zu vermeiden, er illustriert die knapp zusammengefaßte, immerhin vollständig genügende Theorie mit zahlreichen Beispielen aus seiner erzieherischen Praxis, dabei fühlt man dem ganzen Buche an, daß sein Autor selber nicht aus einer „Verdrängung“ oder der Kompensierung eines Minderwertigkeitsgefühles heraus schafft. Er vermeidet es, seinen Stoff zugunsten eines leicht auffaßbaren Schemas zu schablonisieren, das hilft mit, daß er nicht ledern und dozierend vorträgt. „Da die Liebe nichts Ruhendes, sondern einen steten Werdegang darstellt, untersuchen wir vor allem die Entwicklungen und die Fehlentwicklungen des Liebeslebens. Wir wollen dabei der ungeheuren Fülle bisher von der Wissenschaft unbeachteter Erscheinungen nachgehen, ihre Stellung im seelischen Haushalt ergründen, die treibenden Mächte, die Gestalt und die Ursachen der Mißbildungen kennen lernen, den Zusammenhang der Liebesregungen mit dem übrigen Seelenleben auffuchen und die erstrebenswerte Ausbildung des normalen oder die Korrektur des in die Irre geratenen Liebens ausfindig machen.“

Als Liebe bezeichnet Pfister „das einem Bedürfnis entspringende, auf ein Befriedigung verheißendes Objekt gerichtete Sichhingezogen-fühlen und sich hingeben“. Er will also weder metaphysische oder philosophische Spekulationen betreiben, noch Liebe als bloße Geschlechtsliebe auffassen. „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst!“ Dieser altchristliche Grundsatz beherrscht das ganze Buch, ohne daß die Liebesforderung so kalt und unherzlich ist, wie das Kantische „Du sollst!“ Kant hat das Bestreben, alles Gefühlsgemäße auszuschalten und von der Liebe nur das gelten zu lassen, was

*) Die kindliche Liebe und ihre Fehlentwicklungen. Ein Buch für Eltern und Berufserzieher von Dr. Oskar Pfister, Pfarrer in Zürich, Bern, bei Ernst Bircher, Verlag, 1922.